

Berlinale

NACH DER KINDHEIT – Wie findet man seine Identität, und welche Vorbilder und Klischees mögen dabei Einfluss nehmen?



QUALITÄT UND QUOTE – Der weibliche Regie-Nachwuchs lässt hoffen, auch auf eine weniger sexistische Zukunft.

FORUM

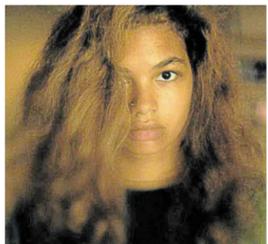
Grenzen des Selbst

In „Madeline's Madeline“ erforscht Josephine Decker die Seele einer jungen Frau

VON SARAH PEPIN

Als die amerikanische Regisseurin Josephine Decker die junge Schauspielerin Helena Howard für ihren dritten Spielfilm „Madeline's Madeline“ ins Boot holte, muss sie geahnt haben, was für einen Glücksgriff sie getan hat. Wie in „Butter on the Latch“ und „Thou wast mild and lovely“, die beide vor vier Jahren im Forum-Programm der Berlinale liefen und für die sie vom Magazin New Yorker als neuer Indie-Liebling gefeiert wurde, taucht Decker nun zusammen mit Howard erneut in die psychologischen Tiefen einer Frauenfigur ein.

Howard spielt die titelgebende Madeline, eine äußerst talentierte Jugendliche mit Faible für das Improvisationstheater. In ihrem Kurs fühlt sie sich verstanden und sicher. Die Beziehung zu ihrer alleinerziehenden Mutter Regina, verkörpert von Miranda July, ist nämlich alles andere als einfach. Die beiden geraten oft aneinander, Regina stößt mit ihrer Fürsorglichkeit bei ihrer Tochter oft auf taube Ohren. Doch was nach der normalen Identitätsfindung eines Teenagers klingt, birgt Überraschungen. Madelines Krankheit wird im Film zwar nicht explizit benannt, doch die Jugendliche nimmt Medikamente und scheint, ihren Symptomen nach zu urteilen, offenbar an einer bipolaren Persön-



Helena Howard
in ihrer ersten Kinorolle

lichkeitsstörung zu leiden. Mal steht ihr die Euphorie nach einem Date ins Gesicht geschrieben, mal herrschen Depression und Leere vor.

Madelines Theaterdozentin Evangeline, gespielt von Molly Parker, fördert und unterstützt Madeline in ihrem kreativen Schaffen. Auch außerhalb des Theaterunterrichts scheint sie den Draht zu Madeline zu suchen, stellenweise fungiert sie als mütterliche Vertraute. Die Bühne und das Spielen nutzt Madeline als eine Art Therapie. Auch Evangeline erkennt das Potenzial Madelines seelischer Leiden immer mehr für ihr Stück. Ein zutiefst verstörender Prozess.

Madelines Anziehungskraft als Figur und Helena Howards sensible und höchst eindringliche Darstellung tragen diesen emotionalen und künstlerisch ambitionierten Film. Decker verhandelt hier auf originelle Art Fragen von Moral, seelischer Gesundheit und den Grenzen darstellender Kunst. Sie verschränkt mit ihrem Schauspielerinnen-Trio alle möglichen Realitäts-ebenen zu einem beeindruckenden Crescendo, aber „Madeline's Madeline“ wahrer Tour-de-Force-Ritt besteht darin, dass hier Technik und Inhalt zu einem makellosen Ganzen verschmelzen. Ashley Connors Bilder schwanken zwischen halluzinatorisch und duseelig verschwommen, das Sounddesign wirkt ebenso immersiv.

Decker nähert sich diesem immer noch empfindlichen, weil stigmatisierendem Thema mit großer Empathie für ihre Protagonistin. Auch die Vielschichtigkeit, die gefährliche Mischung aus den Rollen, die die Protagonistinnen an sich und im Stück innerhalb des Filmes spielen, funktioniert. Sie wirft in einer dramatischen Schlüsselszene die Frage auf: Wo endet mein Selbst – und wo beginnt meine Rolle?

Madeline's Madeline 21.2., 16.30 Uhr
Delphi, 25.02., 16.30 Uhr Cinestar 8

PERSPEKTIVE DEUTSCHES KINO



In Philipp Eichholtz' Film „Rückenwind von vorn“ unternehmen Victoria Schulz und Amelie Kiefer eine Reise in die Slowakei.

Allzu sichere Schritte ins Leben

Viele Filme von Nachwuchsregisseuren weisen eine gewisse Marktformatierung auf – ein fataler Trend

VON CLAUDIUS LÖSER

Mit der Berlinale-Sektion „Perspektive“, die 2002 zu Beginn der Ära Kosslick ins Leben gerufen wurde, erhielt der deutsche Filmmachernachwuchs erstmals ein eigenes Podium innerhalb des Berlinale-Karussells. In diesem Jahr werden 10 Lang- und vier Kurzfilme sowie mehrere Sonderprogramme präsentiert.

Ganz sicher liefert die Reihe keinen Aufschluss darüber, wie das hiesige Kino von übermorgen aussehen wird, zum Glück nicht. Aber die Auswahl gewährt doch Einblicke in die Befindlichkeit derjenigen, die als Studierende an Filmhochschulen kurz vor dem Eintritt ins cineastische Berufsleben stehen oder darin schon erste Schritte unternehmen. (In Ausnahmefällen sind auch autodidaktische Einzelkämpfer oder Quereinsteiger vertreten.) Auf den Debütanten lastet dabei ein mehrfach geschichteter Druck. Zum einen müssen sie sich ausprobieren dürfen. Zum anderen ist die Angst groß, mit filmischen Statements an die Öffentlichkeit zu gehen, die bei künftigen Geldgebern – bei Redakteuren, Produzenten und Förderern – auf Ablehnung stoßen könnten.

Um möglichst früh in der Wahrnehmung präsent zu sein, werden zudem oft noch während des Studiums Langfilme gedreht, die bereits eine gewisse Marktformatierung aufweisen. Dieser Trend ist fatal, aber er hält an. Einigen Filmen ist anzumerken, dass sie weder formal noch vom

erzählerischen Potenzial her den Atem für ein abendfüllendes Programm aufweisen.

Eine solche Überdehnung war ausgerechnet auch beim Eröffnungsfilm „Rückenwind von vorn“ zu spüren, obwohl es sich hier um eine unabhängige Produktion handelt. Regisseur Philipp Eichholtz ist gewiss nicht unbegabt. Er vertraut aber zu stark dem Improvisationskonzept des „German Mumblecore“, stellt einen simplen Konflikt ins Zentrum, um den sich herum dann verschiedene Nebenlinien verzweigen. Wenn es nicht weitergeht, reden die Mitwirkenden einfach drauflos. Oder es wird eine Reise unternommen, in diesem Fall in die Slowakei. Irgendwie muss eben die Erzählzeit ausgefüllt werden.

Nicht zufällig sind es drei Kurzfilme, die zum Besten der diesjährigen Auswahl gehören. Hier zeigt sich die Wichtigkeit einer ökonomischen Erzählweise – dass ein Film genau so lang sein sollte, wie dies sein Stoff erfordert. Die drei mittellangen, durchweg von jungen Frauen gedrehten Arbeiten laufen unter dem Motto „Heldinnen“. Sie stellen Mädchen ins Zentrum ihrer Geschichten, die eine Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit erleben und zu ahnen beginnen, dass Erwachsenenwerden ein gehöriges Stück Arbeit mit sich bringt. „Ra“ von Sophia Bösch führt in die Tiefe der schwedischen Wälder, wo die 16-jährige Linn mit dem

Vater und einer Gruppe schweigsamer Männer auf Elchjagd geht. Bei der Suche nach einem mutterlosen Elchkalb verirrt sie sich ins nächtliche Dickicht und kehrt klüger und schweigsamer zum Vater zurück.

Antje Beine schaut in „Kein sicherer Ort“ hinter die Fassaden der westdeutschen Provinz. Für die 10-jährige Marie ist das Einfamilienhaus ihrer Familie kein Zuhause: Die Mutter liegt depressiv im Bett, der Vater macht sich rar. Wenn er doch mit am Küchentisch sitzt, eskaliert sofort der Streit. Marie wird in diesem Dauerkrieg instrumentalisiert, nebenbei hält sie auch noch den Haushalt am Laufen. Rückzugsgebiete findet sie nur noch in sich selbst.

Die 1982 in Bosnien geborene Aleksandra Odi kehrte für „Kineski zid“ (Chinesische Mauer) in ihre vom Bürgerkrieg gezeichnete Heimat zurück. Ein idyllisch erscheinender Garten entblättert sich zum Spannungsfeld aus Missstrauen, Langeweile und unterschwelliger Aggression. Der Krieg schläft nur, mit ihren acht Jahren bemerkt Maja noch nichts von den Spannungen. Als ihre große Schwester heimlich die Flucht nach Deutschland vorbereitet, bewahrt sie dieses Geheimnis für sich und begreift, dass die Dinge oft anders sind, als sie erscheinen.

Der Frauenanteil an der aktuellen „Perspektive“ ist immens. Dabei wirkt die Auswahl keineswegs bemüht, um womöglich bei der

Quotendiskussion zu punkten. Frauen machen derzeit offenbar einfach die besseren Filme.

Ein guter Film lässt dann auch schnell vergessen, dass die „Perspektive“ eine Plattform des „Nachwuchses“ ist. Nora Fingscheidt etwa gewährt mit ihrer mehrfach preisgekrönten Dokumentation „Ohne diese Welt“ einen reifen Einblick in eine Menoniten-Gemeinde in Argentinien, die sich fernab der Metropolen ihrem der Gegenwart trotzen Glauben verschrieben hat. Die Regisseurin beschwört keine Idylle. Sie zeigt ein strenges und enges Leben, bewegt sich stets auf Augenhöhe mit ihren Gesprächspartnern, kommt ohne schlaue Interpretationen und auch ohne Exotismus und Idealisierung aus. Sie nimmt diesen fremden Kosmos ernst und wird deshalb ernst genommen.

Auch die 1978 in Kassel als Tochter iranischer Einwanderer geborene Susan Gordanshekan legt mit ihrem Spielfilmdebüt „Die defekte Katze“ eine künstlerisch ausgereifte Arbeit vor. Die Geschichte um eine sich zur Liebesgeschichte ausweitende „traditionelle“ (das heißt auf Vermittlung beruhende) Heirat findet wunderbare Bilder und Stimmungen. Sie verweist fast nebenbei auch auf den Wert der Freiheit.

„Heldinnen“ 22.2., 19 Uhr, CinemaxX3, 23.2., 20 Uhr, CinemaxX1 und 24.2., 12.30 Uhr, Colosseum 1
„Ohne diese Welt“ 25.2., 20 Uhr, CinemaxX1

#METOO

Ein Zerrbild der Wirklichkeit

Was muss passieren, damit sich die Machtstrukturen in der Filmbranche ändern? Eine Diskussionsrunde

VON SUSANNE LENZ

In einem Punkt herrschte auf dem Podium Einigkeit: Sexuelle Belästigung, sexuelle Gewalt – beide haben etwas mit Machtstrukturen zu tun. Und in der Filmbranche liegt wie in vielen anderen Branchen die Macht vor allem in den Händen der Männer. Uneinigkeit herrscht aber hinsichtlich der Frage, wie man das ändern kann. Nicht alle sind für die Quote, wie Barbara Rohm, im Vorstand von Pro Quote Film, sie propagiert. Nicht mal alle Frauen. Heike Hempel, die stellvertretende Programmdirektorin des ZDF, sagte, man müsse das Bewusstsein schärfen und wies auf das Frauen-Förderprogramm hin, das ihr Sender nun plane. Bereits jetzt kämen 20 Prozent der Filme von Regisseurinnen: höhnisches Gelächter aus dem mindestens zu zwei Dritteln aus Frauen bestehenden Publikum. Dabei ist das leider tatsächlich gar nicht so schlecht. Auf die gesamte Branche gerechnet, führen Männer zu 85 Prozent Regie. Und bei Produzen-

ten und Autoren sowie in allen Gewerken ist es nicht anders.

„Kultur will Wandel“ war die Diskussionsrunde im Tipi-Zelt übergeschrieben. Eingeladen hatten der Bundesverband Schauspiel, das Bündnis Pro Quote Film und die Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Kurz unterbrochen wurde das Gespräch auf dem Podium von einer Gruppe junger Frauen, die auf der Bühne mit einem Transparent gegen Gewalt aufgrund von „unkontrollierter Masseneinwanderung“ protestierten. Das Publikum reagierte mit „Nazis raus“-Rufen.

Noch ist vieles nicht klar, das machte diese Runde deutlich, ist der Weg zum Wandel noch in der Diskussion. Die Debatte steht ja auch erst am Anfang. Die Einrichtung einer Beschwerdestelle wird

begrüßt. Aber ein Regelwerk am Set einer Filmproduktion, wie manche es fordern, ist umstritten. So etwas schränke die kreativen, künstlerischen Prozesse ein, fürchtet etwa die Schauspielerin Natalia Wörner. „Unter dem Deckmantel der künstlerischen Freiheit wird Missbrauch betrieben“, wandte Jasmin Tabatabai dagegen ein. Thomas Kleist, der Intendant des Saarländischen Rundfunks, sprach zur Empörung des Publikums von einer „Sexdebatte“, er brachte dann in Zusammenhang mit dem Regelkodex



Jasmin Tabatabai,
Schauspielerin

auch noch den Knigge ins Spiel, so als handele es sich bei sexueller Belästigung um ein Benimm-Problem.

Obwohl nicht einmal Einigkeit über eine Quote in den Gewerken besteht, wurde dann auch noch

über eine Quotierung von Inhalten gesprochen, die fragwürdige Darstellung von Frauen, die sich in vielen Rollen nur über Männer definierten, als deren Ehefrauen oder Sekretärinnen. „Oder als Betrogene“, rief es aus dem Publikum. Jasmin Tabatabai erzählte, wie sie sich schon öfter dagegen gewehrt habe, als der weibliche Teil des Ermittlerteams in „Die letzte Spur“ hinter ihrem Kollegen zu stehen und „sich Sorgen zu machen“. „Ich würde mir mehr Autorinnen wünschen, die erzählen anders“, fügte Natalia Wörner an. Männer hätten Probleme, die weibliche Perspektive angemessen darzustellen.

„Und es geht darum, dass Frauen ab 35 überhaupt vorkommen“, sagte Jasmin Tabatabai. Ab 50 Jahren kämen auf eine Frauenrolle drei Rollen für Männer, ab 60 seien es dann sechs Männerrollen. „Das ist eine Schiefelage, ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit.“ Von der Gender Pay Gap, der Lohnlücke bei den Gagen ganz zu schweigen. Zählen lohnt sich, gerade jetzt.

FORUM

Heldinnen der Sowjetunion

Katjuscha und Djamila stehen im Zentrum zweier Dokumentarfilme

VON TORSTEN WAHL

Ihre Namen klingen noch immer: Katjuscha und Djamila waren zwei Heldinnen der Sowjetunion, deren Geschichten einst mit dem Krieg gegen die Deutschen verbunden waren. Schüler in der DDR lernten sowohl das Lied von „Katjuscha“ als auch Tschingis Aitmatows Novelle „Djamila“ in der Schule kennen. Beide Frauen spielen nun auch eine Hauptrolle in zwei Dokumentarfilmen im Forum.

Das Lied von Katjuscha wird an jedem 9. Mai im Treptower Park angestimmt. Hier wird ein junges Mädchen besungen, das einen Brief vom Geliebten in der Armee erhalten hat. Regisseur Sergej Losniza beobachtet in „Tag des Sieges“, wie sich einstige Bewohner der Sowjetunion rings um das monumentale Ehrenmal zu Parade und Picknick, lautem Gesang und stiller Andacht versammeln, auch Berliner Familien oder Gäste, etwa die Motorrad-Rocker „Nachtwölfe“, kommen dazu. Sie alle feiern den Sieg über die Deutschen, gedenken gefallener Angehöriger und lassen für einen Tag die Sowjetunion auferstehen.

Immer wieder werden mit Fahnen alle Sowjetrepubliken zusammengeführt, die sich heute teils feindlich gegenüberstehen. Regisseur Losniza und seine Kameraleute beobachten geduldig, werden mitunter von den



In Berlin lebende Russen singen in „Tag des Sieges“ das Katjuscha-Lied.

Massen fast umgerannt und ermöglichen so einen ungefilterten Einblick in das Seelenleben der Berliner Russen. Aus den Gesängen spricht die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat – die Stimmung bleibt aber ausgesprochen heiter. Aggressiv sind nur die wenigen Deutschen. Ein einsamer Redner erklärt, der Krieg sei noch gar nicht vorbei, Deutschland kein selbstständiges Land. Ein anderer empört sich über eine deutsch-russische Fahne, die die beiden Adler vereint. Seine Begründung: Die „faschistische“ deutsche Armee, sprich die Bundeswehr, stünde heute schon wieder an der Grenze zu Russland. Mitleidig gucken ihn die Russen an.

Auch Djamila empfing einst Briefe ihres Mannes von der Front, fühlte sich von ihm aber nicht geliebt. Tschingis Aitmatow beschrieb in seiner Novelle, wie sich die junge, energische Frau in einen heimgekehrten Kriegsinvaliden verliebte und mit ihm heimlich aus dem Dorf floh, alle sozialen Sicherheiten hinter sich lassend. Der Stoff ist schon mehrfach verfilmt worden. Die französische Regisseurin Aminatou Elchard reiste nach Kirgisistan und fragte: Wie stark können junge Frauen heute über ihr Leben bestimmen? Die Interviews zeigen, dass es Djamila heute nicht leichter hätte. Das Widererstarben des Islam lässt die „Angst vor Allah“ wachsen, eine alte Frau betont, wie froh sie sei, dass sie drei Söhne habe.

Aufgezeichnet wurden die Gespräche mit einem Super-8-mm-Schmalfilm, wie ihn früher Amateure nutzten. Das soll wohl die Zeitlosigkeit von Djamilas Sehnsüchten andeuten, wirkt aber allzu künstlich. Denn wie die Aufnahmen zeigen, nutzen auch die Kirgisen von heute natürlich das Smartphone zum Filmen.

Tag des Sieges 21.2., 13.45 Uhr,
Cinestar 8, 23.2., 15.30 Uhr, AdK,
25.2. 20.00 Colosseum 1
Djamila 21.2., 22.30 Uhr, Arsenal 1
25.2., 10 Uhr, Zoo Palast 2